

Hummelgauer Heimat Bote

Nr. 116



Juni 2017

31. Jahrgang



Die alte Gerichts- und Tanzlinde in Effeltrich

Hofbaum - Dorfbaum - Flurbaum

(Teil 3)

Der Dorfbaum: Die Linde als Gerichtsbaum

Die Dorflinde war der soziale Mittelpunkt und Treffpunkt für alle Angelegenheiten der Dorfgemeinschaft. So diente sie als Baum der Begegnung und dem Austausch, dem Gespräch (Dorfklatsch) und dem Feiern von Festen. Es wurde unter ihr aber nicht nur gefeiert und getanzt, sondern auch beraten und beschlossen. Wichtige Dorfangelegenheiten wurden unter der Linde gütlich verhandelt. Und es wurde unter der Linde als Gerichtsbaum „Recht gesprochen“. Fiel das Urteil milde aus, so war es im wahrsten Sinne des Wortes „*gelinde gesprochen*“.

Der Name des Baumes „Linde“ hängt höchstwahrscheinlich mit „lind“ (weich, geschmeidig) zusammen, wegen des weichen Holzes und des biegsamen Bastes. Ein Kräuterbuch des 16. Jahrhunderts meint: „Die Linde hat den Namen von der Lindigkeit.“ Der wissenschaftliche Name „*tilia*“ leitet sich vom griechischen „*tilos*“ = „**Faser**“ ab; dies deutet also auf die faserige Struktur des Lindenbastes hin. Der Lindenbast wurde wegen seiner Beschaffenheit von den Seilern zur Herstellung von Schnüren und Seilen verwendet.

Das „**Gericht unter der Linde**“ ist in vielen alten Urkunden belegt. In einer Malefiz-Ordnung von 1678 heißt es, dass das Gericht „**unter der linda und nicht anderswo als unter dem heitern himmel**“ abgehalten werden muss.

Der Schusterpoet **Hans Sachs** schreibt:
„Wir besitzen das gericht unter linden,
doch etwan kurz ein urteil finden,
das ihr oft langsam kundt erraten.“



Das Thing (germanische Gerichts-Versammlung) wurde zweimal im Jahr an der Thingstätte/Malstätte oder dem Gerichtsplatz abgehalten. Dieser befand sich außerhalb der Orte, „**vor dem Tore**“, meist unter einem Baum und der verbreitetste Malbaum war die Linde. Manche Urteile besaßen die Schlussformel: „*Gegeben unter der Linde*“.

Der älteste Baum in Deutschland war die **Gerichtslinde bei Staffelstein**.

Sie wurde auf ein Alter von etwa 1200 Jahren geschätzt und war wohl der Malbaum für den gesamten damaligen Banzgau (also kein örtlicher Gerichts- bzw. Malbaum).

Als Karl der Große weiter westlich zu Schiff den Main und die Regnitz hinabfuhr und sich mit dem Gedanken trug, Main und Donau mit einem Kanal zu verbinden, war die Linde bei Staffelstein schon ein beachtlicher Baum.

Sie hatte am Boden einen Umfang von 24 m und in Brusthöhe maß der weitgehend vermorschte und altersschwache Baum immerhin noch 16 m.



Die alte Gerichtslinde in Staffelstein im Jahre 1861



Die alte Linde bei Donndorf im Jahre 1828 (Philipp Heinel)

Eine andere alte Gerichtslinde war die vielfach beschriebene und gezeichnete **Donndorfer Linde**.

Dieser 25 Meter hohe und 15 m im Umfang messende Baum wurde am 10. Juli 1849 durch einen Blitzschlag vernichtet

Er stand als Malbaum an der Grenze zwischen dem Bayreuth-Bindlacher Territorium (Centene) und dem Hummelgau. Insofern hatte er wie die Staffelsteiner Linde überörtliche hochgerichtliche Funktion.

Mehr dörflich-niedergerichtliche Aufgaben wurden in **Pittersdorf** beim „Mallend“ (nicht „Mailand“; sondern Malland, von „mahal-lant“, d.h. Gerichtsstätte) verrichtet.

In **Gesees** war das niedere Dorfgericht beim „*Heißenstein*“ (nicht: „Heißer Stein“; sondern es war der Verkündstein, wo jemand namentlich „geheiß“, aufgerufen wurde).

In **Mistelbach** war es der „*Haybühl*“ (nicht: Heubühl; sondern von „heien“ ,d.h. hegen), in **Mistelgau** der „*Spielberg*“ und in **Eckersdorf** das „*Himmelreich*“ (das Wort „Himmel“ kommt von „heymal“ , d.h. geheites, gehegtes Mal, Niedergericht)

Bei diesen niederen Dorfgerichten ging es nicht „um Kopf und Kragen“, sondern es wurden kleine Händel und Streitigkeiten z.B. wegen Maß und Gewicht, Feldflur, Wege- und Nachbarschaftsrecht „unter der Linde“ ausgetragen und das Urteil „gelinde“ gesprochen.

Anders die **Donndorfer Linde**: Sie war eine Gerichtslinde für die Blutgerichtsbarkeit (die vier hohen Rügen: Mord, Diebstahl, Brandstiftung, Notzucht).



Donndorfer Linde 1837
Lithographie von Ludwig Richter

Die Lithographie von Ludwig Richter ist in diesem Zusammenhang wichtig und wertvoll, weil in den Zweigen **Axt und Säge** hängend gezeichnet sind. In alter Zeit hingen nämlich in den Zweigen der Gerichts-Bäume die **Symbole der Gerichtsbarkeit**, des Dings: Schwert, Dingfahne und Dingschild, was auch zu Streithammer und -axt, Schlegel und Beil, und anderen Symbolen abgewandelt sein konnte. In der Gerichtslinde von Rosenhammer bei Weidenberg war ein Schwert in den Stamm eingewachsen, im Volksmund wurde es „Hunting-Schwert“ genannt.

Ludwig Richter hielt also in der Zeichnung der Donndorfer Linde eine Axt und Säge als Symbole der Gerichtsbarkeit fest.

Bereits der Creußener (vorher Mistelgauer) Pfarrer Johann Will berichtet davon 1692 in seinem „Teutschen Paradeis“: *„..... eine schattenreiche Linde, woran hölzerne Seeg (Säge) und Hacken (Axt) vor die alten, ehelosen Knechte und Mägde aufgehangen worden, dass sie damit die Linden zur Straff aufarbeiten sollen.“* Dieser volkstümlichen Interpretation haftete auch viel Volkswitz an. Mit „hölzernem“ Werkzeug kann man nun wirklich kein Holz zerkleinern.

Tatsächlich waren es nur die Symbole der Blutgerichtsbarkeit. Und der zur Gerichtslinde mit den Symbolen der Blutgerichtsbarkeit gehörende Galgen befand sich weiter südlich in Geigenreuth, was von „**Galgenreuth**“ kommt; die Umgebung ist mit „**Galgenholz**“ benannt.

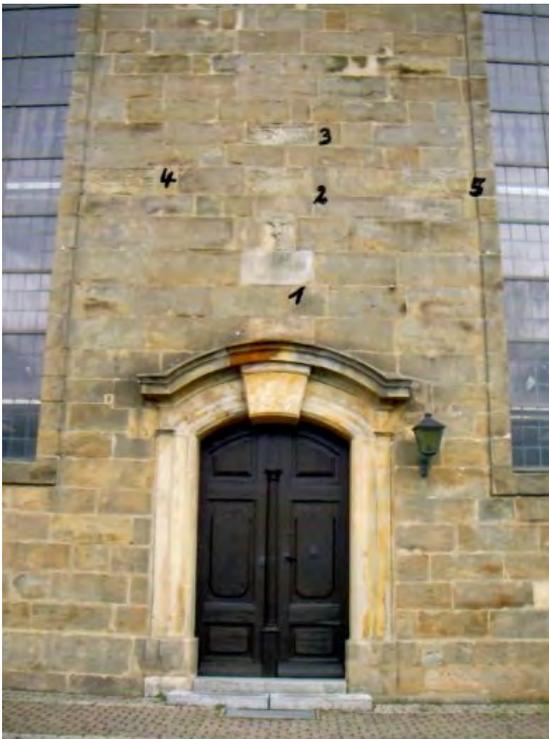
Wie schon erwähnt, verlief dort die östliche Grenze des Hummelgaus. Im Bereich Meyernberg findet man die Flur „Österreich“ Nördlich der Donndorfer Linde verlief die „Hohe Straße“; an diesem Altstraßenverlauf liegt die Siedlung „Forst“ und in der Nähe die schon erwähnte Flur „Himmelreich“.

Diese Massierung von grenzanzeigendem Namengut ist genügend Beleg dafür, dass die alte Donndorfer Linde als eine Malstätte bzw. Gerichtslinde des Hummelgaus am östlichen Grenzsaum des Territoriums stand. Sie war also nicht nur Gerichtsbaum, sondern auch Grenzbaum. Die Funktion einer Tanzlinde hatte sie jedoch niemals.

Doch haben sich viele Tanzlinden förmlich aus Gerichtslinden entwickelt: denn ursprünglich gab es eine ringförmige niedrige Steinsetzung unter den breiten Ästen. Der Richter und die Schöffen saßen auf diesen Steinbänken. Es durfte auch nichts „auf die lange Bank geschoben“ werden. Erst später, als dort längst kein Gericht mehr tagte, setzte man auf den Steinkranz senkrechte Pfosten und verband diese miteinander durch ein Gebälk mit Tanzboden. Die Äste wurden entsprechend geleitet, es entstanden die „geleiteten Linden“.

Zeichen in Stein an der Mistelgauer Kirche - Westseite

Seit vielen Jahren beschäftigen mich die vielen Inschriften und Zeichen außen an unserer Bartholomäuskirche. Leider, so muss ich gleich feststellen, ist es sehr schade, zusehen zu müssen, wie die Schriften über den drei Eingangsportalen und andere alte, sehenswerte Zeichen im Sandstein zunehmend verwittern.



Westportal mit den gotischen Minuskel-Schriftzeichen auf 5 Sandsteinen.

Da in Mistelgau und Gesees karolingische Gräber gefunden wurden, darf man davon ausgehen, dass in beiden Orten zur Zeit der christlichen Ostkolonisation durch die Franken (ca. 770 - 900) schon Ende des ersten Jahrtausends Kirchen existiert haben müssten. Jene dürften wohl aus Holz gewesen sein. Der erste steinerne Bau soll schon im 13. Jht. im romanischen Stil entstanden

sein. Wie man dem Landbuch B, 1421/24 (Thomas Pöhlmann: Das Amt Bayreuth im frühen 5. Jht., ~~Rebenstein Verlag Bth. 1992~~) entnehmen kann, geht die erste urkundliche Erwähnung unserer Kirche auf das Jahr 1421 zurück.

Zunächst möchte ich die Zeichen außen an der Westseite unserer Kirche näher betrachten. Dort fallen mir hoch über dem Portal mehrere Sandsteinquader mit Inschriften, Namensinitialen, Wappen und anderen Zeichen auf. Drei Steine datieren das Jahr 1488. Die unten offene Acht bedeutet in der Minuskelschrift die Hälfte, also die Vier.

Zunächst entdeckt man über dem Eingangsportal einen schon sehr verwitterten helleren Sandsteinquader mit der Jahreszahl 1736. Die elf Textzeilen unter dem Kreuzifix sind kaum mehr lesbar (die Inschrift Nicolaus Maurer, Schmid, mit undeutlicher Jahreszahl ist noch etwas zu erkennen).



Der untere Quader über dem Kreuzbild zeigt mittig das Familienwappen mit Mühlstein der niedrigen Adelsfamilie „von Heubsch“. Auf dem Bügelhelm könnte sich eine mehrzackige Krone zwischen Blattwerk befinden. Darüber ist noch ein von fünf Federbüschen umgebener Mühlstein zu sehen. Die Heubscher mögen wohl die Getreide- und Mehllieferanten der Markgrafen Joh. Alchymista Albrecht Achilles und dessen Sohn Sigismund, sowie von Friedrich IV. dem Älteren gewesen und dafür in den niederen Adelsstand berufen worden sein. Links des Wappens eine Blütenrosette mit der Jahreszahl 1488, rechts die Inschrift „Jörg von Heubsch“. Er war mit Sicherheit einer der Stifter für den Neubau bzw. für die Erweiterung des Kirchenschiffes und wurde am 25. 1. 1487 mit einer Hofstatt in Mistelgau belehnt dessen Sohn

Sigismund, sowie von Friedrich IV. dem Älteren gewesen und. Das Geschlecht der Heubscher erscheint schon 1395 mit Ulrich in Mistelgau. Wo ihre Hofstatt in Mistelgau lag, kann nicht mehr festgestellt werden (vermutlich in der Dorfmitte, da Ulrich v. H. laut Landbuch von 1421 einen Streit mit seinen Nachbarn wegen des Schankrechts hatte und sich dort sein halber Hof mit Zugehörung und „schenckstat“ befand). Mehr darüber können Sie im Buch „Unser Hummelgau Teil 2“ ab Seite 171 nachlesen.



Über diesem Heubschen Sandsteinquader befindet sich noch ein weiterer mit der Jahreszahl 1488. Er zeigt einen Geistlichen, der vor einem Marienbild kniet. Die Inschrift lautet: „her jorg schezel die / zeit pfarrer zu Mistelga 1488. Schezel war katholischer Pfarrer in Mistelgau von 1482-1496.



Ein dritter (vielleicht später eingesetzter) Sandstein mit der gleichen Jahreszahl 1488 befindet sich links neben dem großen rechten Rundbogenfenster. Um ein Bild mit Hostie und Kelch mit gleichen gotischen Schriftzeichen (Kleinbuchstaben mit Ober- und Unterlängen) findet sich folgender Text: „her friedrich ziegler/von krusen die zeit/fruhmesser 1488“. Friedrich Ziegler war von 1482 bis 1496 katholischer Frühmesser in Mistelgau. Ganz links über dem Westtor noch ein Zeichen in Stein: in zwei Wappen sind oben Hammer und Zange (Schmiedezunftzeichen) und darunter Pflugschar und Weberspule dargestellt. Die Inschrift zwischen Blumendarstellungen nennt die Namen „hans smid / albrecht schil die/gotshaus mennr“

Im profilierten, gekröpften Torbogen thront noch ein jüngerer Bogen-Schlussstein, auf dem nicht mehr alle Schriftzeichen lesbar sind: „ Nach Erbauung dieser Kirche der /--- (3. Zeile unlesbar)/ --- erhöht worden --- / -- Schulmeister / Georg Ernst Carl u. Gotteshaus-/ pfleger Hannß Schamel und/ Stephan Goldfuß beyde von / hier / ANNO/1736.“ Von 1728 bis 1754 war G.E. Carl Kantor in der Mistelgauer Schule. Von Stephan Goldfuß befindet sich an der Ostseite zwischen Turm und Aussegnungshalle noch ein großer, aber schon sehr verwitterter Grabstein.



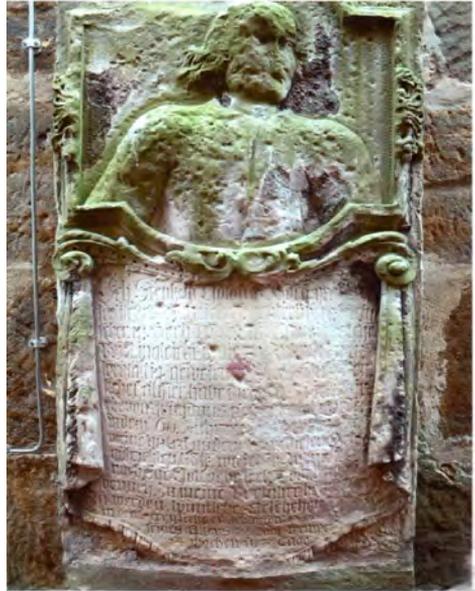
Diese Inschrift bestätigt die Erweiterung des Langhauses 1736 unter Magister Joh. Nikolaus Geyer (Pfarrer in Mistelgau 1733 - 1754, seine persönlichen Daten auf einem Epitaph neben der Kanzel im Innenraum der Kirche). Seitdem fanden außen an der Kirche keine Veränderungen mehr statt, sie hat bis dato ihr jetziges Aussehen. (Fotos von Helmut Pfaffenberger)

Zeichen in Stein an der Mistelgauer Kirche - Ostseite

Geht man vom Nordtor östlich um die Kirche herum, so passiert man zunächst einen unleserlich gewordenen Grabstein am Eck zwischen Langschiff und Sakristei. Der schmale Gang an der Ostseite zwischen Turm und Aussegnungshalle offenbart dann einen weiteren Grabstein. Es ist der des ehemaligen Kirchenpflegers Stephan Goldfuß, der schon im Schlusstein über dem westlichen Tor erwähnt worden war. Nach Pfarrer F.C.Seggel (Hummelgauer HB S. 183) ließ er sich schon zu Lebzeiten diesen Grabstein anfertigen.

Die Inschrift ist stark verwittert und kaum noch lesbar:

„Johann Stephan Goldfuß in dem Herrn seelig entschlafen seines Alters 78 Jahre weniger 14 Wochen und 3 Tage.....“



Er wurde 1676 als Sohn des Sammelmeisters Georg Adam Goldfuß geboren und war 32 Jahre lang Gotteshauspfleger unserer Kirche. Sein Grabstein ist direkt verbunden mit dem ca. 27 m hohen viergeschossigen Sandsteinturm mit gekehlten Gurtgesimsen. Auf der Südseite des Turmes befindet sich im untersten Segment ein gotisches Spitzbogenfenster mit tiefem Gewände. Im zweiten Ring blickt uns ein in den Sandstein gehauenes Gesicht mit Bart an. In den dritten Segmenten sind auf allen Seiten Lichtschlitze und große Schallfenster mit daneben angebrachter Turmuhr. Die großen Rundbogen-Schallfenster sind fünffach profiliert und sich nach innen verjüngend, so dass der Schall der drei Glocken im Turm sich nach allen Himmelrichtungen ausbreiten kann. Darüber dann die etwa 20 m hohe Turmspitze mit grauem Schieferdach, das vom Schieferdeckermeister J. Mayer aus Steinbach bei

Lauenstein gefertigt wurde. Unten im Turm liegt zwischen Sakristei im Norden und dem Turmaufgang im Süden der Chorraum mit dem barocken Altar. Man nennt unsere Bartholomäus Kirche deshalb auch eine **Chor-Turm-Kirche**. Blickt man vom Goldfuß'schen Grabstein nach oben, so entdeckt man das Wappen von Markgraf Christian Ernst (1655-1712) und darunter eine verzierte Textkartusche:

CHRISTIAN ERNESTUS NOSTRIS
 MARGGRAVIUS ORIS
 PRAEERAT EN TURRIS SARTA
 STETIT LAPIDE
 Zur Zeit als Christian Ernst regirt
 ist hier die Thurmspitz ausgeführt
 f. M. JOH. WILL - PASTOR
 Joh. Fichtel - Conr. Schamel
 Gotteshauspfl.

Das Wappen des Markgrafen beinhaltet vier Motive nur mit Greifvögeln, vier Felder mit hundeartigen Vierbeinern, denen ein Greif im Nacken sitzt und ein Feld mit zwei gekreuzten Schlüsseln. Unten am Wappen wahrscheinlich das Steinmetzzeichen, ein Steinbeil oder ähnliches Steinmetzwerkzeug. Den Text-Stein darunter ziert zwischen barocken Ornamenten ein engelartiges Gesicht. Die Schriftgröße nimmt von oben nach unten ab.



Der markgräfliche Fürstenhut über dem Wappen ist links oben mit den Buchstaben CEM und rechts mit ZB versehen (wahrscheinlich: **Christian Ernst Markgraf zu Brandenburg**). Unter dem Wappen links u. rechts verteilt erkennt man die Jahreszahl 1678. In diesem Jahr wurde der Turm gebaut. Ein Riss mit zwei verschiedenen Varianten (Zwiebel-Turm, Spitzdach-Turm) befindet sich im Original im evang. Gemeindehaus.



Den Riss hat der Zimmermannsmeister Peter Greißinger aus Glashütten erstellt. Er hat auch den Turm mit gebaut und dafür 80 Gulden, 4 Taler Leykauf mit Trinkgeld erhalten. Das Spitzdach samt Knopf und Wetterkreuz hat 200 Gulden gekostet. Der ganze Bau wurde von der Kirchengemeinde selbst und mit Spenden finanziert und belief sich insgesamt auf 450 Gulden. Gerne hatte man das Geld ausgegeben, um möglichst keinen Rest in der Kirchenkasse zu haben, da zur damaligen Zeit Schweden und Franzosen durch unser Gebiet zogen und alles plünderten. Das Dokument stammt von Magister Johann Will, der von 1672-82 Pfarrer in Mistelgau war. Dann verschlug es ihn nach Creußen, wo sich ein Epitaph von ihm an der Kirche befindet.

In Mistelgau sprechen wir von einer **Markgrafen-Kirche**, da etliche den Bau und die Entwicklung von Turm und Kirchenschiff mit beeinflusst haben: In der Sakristei hängt ein Spruchbild von **MG Georg von Brandenburg** (1527-41). Er wird auch der Fromme oder der Bekenner genannt und führte 1529 in

Mistelgau die Reformation ein. Sein Spruch lautet „Die Ewigkeit aber und daß mir ewig wohl sein möge, ist die einzig Absicht meines Lebens und aller meiner Handlungen“. Im Altarraum hängt ein ovales Bild von **MG Georg Friedrich Carl** (1726-35). Das Wappen von **MG Christian Ernst** (1655-1712) ist wie beschrieben außen am Turm angebracht, aber auch am barocken Hochaltar über der Kreuzigungsgruppe in Farbe zu finden. Christian Ernst war der fürstliche Repräsentant des Bayreuther Hochbarocks. Nach seiner Gattin Erdmuthe-Sophia wurde der Culmberg in Sophienberg umbenannt. Er unterstützte Kaiser Leopold I. bei drei Kriegen gegen Frankreich (Ludwig XIV.) und die Türken. **MG Friedrich** (1735-63) hat sich wie beschrieben im südlichen Eingangstor verewigt. Zudem findet sich innen im Kirchenschiff über dem Altarraum unter dem Gottesauge das Spruchband „*Herrisches Angedenken 1738*“. Dies deutet auf einen Kirchenbesuch des Markgrafenpaares Friedrich (1735-63) und Wilhelmine (Markgräfin 1735-1758) hin.



Der normalerweise weniger aufwändige Stil der protestantischen Markgrafen-Kirchen im Bayreuther Land wird in Mistelgau durch die katholische Vergangenheit mit bunten barocken Stilelementen (Orgel, Altar, Kanzel, Taufstein, Deckengemälde und Stuckarbeiten) hauptsächlich mitgeprägt.

Vor 200 Jahren

1816 Jahr ohne Sommer - 1817 Hungersnot und Teuerung

Die Wende vom 18. Jh. zum 19. Jh. war eine bewegte Zeit. Das Fürstentum Bayreuth, zuletzt vom brandenburgischen Markgrafen Carl Alexander regiert, wird 1791 preußisch, dann 1806 kaiserlich-französisch (nach einer Kriegszeit von 1792 - 1815 franz. Krieg) und schließlich im Jahr 1810 königlich-bayerisch.

Anfang des Jahres 1810 *„verbreitete sich die Nachricht, dass Bayreuth von den Franzosen an Bayern abgetreten sey, dessen guter König Max Joseph treulich darauf bedacht war, die Noth des Landes zu lindern und seine Wunden möglichst zu heilen.*

Indessen dauerten doch Truppenzüge, Einquartierungen, Lieferungen und Vorspann fort, bis endlich am 18. October 1813 die französische Macht durch die Schlacht bei Leipzig gestürzt und durch die Einnahme von Paris am 6. Juni 1815 gedemüthigt war. Die Wiederkehr des goldenen Friedens nach fast 9-jährigen Kriegsplagen wurde überall mit großer Freude begrüßt.“ (Pfr. Hübsch, 1842)

1816: Jahr ohne Sommer

„Kaum hatte der Landmann angefangen, freier zu athmen, und Pläne zu entwerfen, wie er den Schaden wieder heilen wolle, den die harten Kriegsjahre seinem Hauswesen zugefügt hatten, siehe! da brach, um das Maß des Unglücks zu vollenden, das Jahr 1816 mit neuen Schrecken herein.“

Begonnen hatte alles mit dem Ausbruch des Vulkans Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa, der bereits im April 1815 rund 150 Kubikkilometer Staub und Asche sowie rund 130 Megatonnen Schwefeldioxid in die Atmosphäre geschleudert hatte. Dort verteilten sich diese Verschmutzungen und legten sich wie ein gigantischer Schleier um die Nordhalbkugel der Erde. Dies machte es der Sonne unmöglich, zur Erde durchzudringen; Frost, Kälte, Schnee und Eisstürme vernichteten die

Ernten. Dieser vulkanische Winter dauerte etwa von April bis September 1816. Die Abkühlung des gesamten Weltklimas durch den Vulkanausbruch hielt noch bis 1819 an.

Das ungewöhnlich kalte **Jahr 1816** wird als „**das Jahr ohne Sommer**“ bezeichnet. In den USA bekam es den Spitznamen „*Eighteen hundred and frozen to death*“ und auch in Deutschland wurde es als das Elendsjahr „**Achtzehnhundertunderfrozen**“ berüchtigt.

Die Folgen waren extrem: In den USA gab es im Juli und August Nachtfrost-Perioden, im kanadischen Quebec fiel mitten im Sommer Schnee, wie auch in der Schweiz. In Westeuropa kam es zu schweren Unwettern mit Überschwemmungen. Das dauerhaft schlechte Wetter sorgte für katastrophale Missernten, der Getreidepreis stieg und Hungersnöte brachen aus.

Pfr. Hübsch schreibt über Gesees und den Hummelgau:

„Die großen Schneemassen des Winters 1816 waren zwar gegen Ende März verschwunden, dagegen wollte der Regen, der sie zum Weichen brachte, nicht aufhören; ja dieser fiel mit wenigen Unterbrechungen so häufig und so dicht herab, dass er öfters das Land überschwemmte, Felder und Wiesen verwüstete und das Getreide so wie die Schmalsaat im Zeitigen hinderte oder gänzlich verdarb.“

Und der aus Haag stammende Lehrer Simon Meyer schrieb als Schulmeister von Buchau bei Pegnitz (seit 1807 dort tätig) unter „Mannigfaltiges und Merkwürdiges“ folgendes in seine Schulchronik:

„Das 1816te Jahr war eines der merkwürdigsten, das je die Menschheit erlebt haben kann. Es war ein Jahr des Mißwachses, veranlasst durch den im Monat May angefangenen und bis Ende November gedauerten Regen, welcher die schönen Früchte auf den Feldern in tiefes Wasser versetzte. Der Mainfluß glich 13 Wochen lang dem Rheinfluß an Größe....“

1817: Hungersnot und Teuerung

„Diese Naturbegebenheit zog uns auf das Jahr 1817 eine große Theuerung zu, welche so drückend war, dass Menschen Gras und Kräuter als Kohl und Kleie eingebrannt täglich zwey- bis dreymal essen mussten, um dem Hungertod zu entgehen“. (Lehrer Meyer)

Für Gesees schreibt Pfr. Hübsch:

„Und dabei war das Schlimmste, dass man oft nicht einmal für Geld Nahrungsmittel finden, und an den gefundenen sich nicht sättigen konnte, weil aller Frucht zur Zeit der Reife der milde Sonnenschein und damit auch der eigentliche Mehl- und Zuckerstoff abging.

Da schrieen auch manche sonst wohlhabende Leute: Was werden wir essen? ... und genossen Kleienbrod und Gräser des Feldes, um ihren Hunger zu stillen.“

Über das tägliche Brot berichtet Lehrer Meyer:

„Das liebe Brod bestand aus etwas Haber, Erdäpfel, Kohlrüben, Kleie und dgl. An mehreren Orten wurde das Isländisch Moos ergriffen und zu Mehl vermahlen. Viele Familienväter wurden Tag und Nacht von Kummer und Nahrungssorgen geplagt, und durch den Verkauf oder Versatz von Hausmobiliar oder Grundstücken gerieten solche in gänzliche Armuth. Denn die Theuerung stieg täglich höher und schändlicher Wucher breitete sich aus...“.

„Theuere Zeiten“

Das Jahr 1816 brachte schwere Ernteeinbußen mit sich und in der Folge stark gestiegene Getreidepreise. Der Getreidepreis erreichte aber erst im Folgejahr 1817 das Anderhalbfache des Niveaus von 1815. Am stärksten betroffen war das Gebiet unmittelbar nördlich der Alpen: Elsass, Baden, Württemberg und Bayern. Hier erreichte der Getreidepreis im Juni 1817 das Zweieinhalb- bis Dreifache des Niveaus von 1815.

Pfr. Hübsch führt beispielhaft konkrete Preise an:

„Das Korn kostete im April 1816 noch 2 fl. 8 kr. (2 Gulden 8 Kreuzer) per Metzen bayer. und im Winter 8 bis 9 fl. (8-9 Gulden)“.

Zur Erklärung der Währung und Maße:

Als 1810 das Fürstentum Bayreuth an Bayern kam, galt hier im Königreich Bayern die sog. „rheinische Währung“, d.h.

1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (kr.) = 240 Pfennige

Der „Metzen“ war ein Getreidemaß (Hohlmaß):

1 Scheffel = 6 Metzen = 208 Maßkannen

1 Metzen = 34 Maßkannen = 37 Liter

Der enorme Preisanstieg von April bis Winter 1816 war also beim Korn von 2 Gulden 8 Kreuzer auf 8 bis 9 Gulden, also das Vierfache.

Weitere Preise: Weizen 10-11 Gulden

Gerste 7-8 Gulden

Haber 3-4 Gulden

Erbsen und Linsen 8-9 Gulden

Erdäpfel 3 Gulden

1 Maß Bier 7 Kreuzer

1 Pfd. Rindfleisch 14 Kreuzer

1 Pfd. Schweinefleisch 16-20 Kreuzer

1 Pfd. Kalbfleisch 10 Kreuzer

Also: *„alles fast 4 bis 6 mal so viel, als in Zeiten gesegneter Ernte“.*

Um die damalige Teuerung in ihrem Ausmaß zu verstehen, sei die Gulden- und Kreuzerwährung auf die heutige Kaufkraft umgerechnet (nach W. Tausendpfund). Danach kostete etwa:

1 Metze Erdäpfel (= ca. 35 Pfd.) 517 DM

1 kg Kornbrot 65 DM

1 kg Schweinefleisch 72 DM

1 Krautskopf 23 DM

1 Kohlrübe 8 DM

1 kg Butter 256 DM

1 Maß Bier 24 DM

Für Gesees berichtet Pfarrer Hübsch weiter:

*„Zum Glück machte Gott dieser verzweiflungsvollen Noth ein Ende durch die überaus **gesegnete Ernte 1817**, in deren Folge alle Lebensmittel fast unter den gewöhnlichen Preis herabsanken.*

*Allenthalben feierte man das **Erntedankfest** mit besonderer Auszeichnung und Dankbarkeit gegen Gott, der mit seiner Allmacht und Güte die Noth seiner Kinder in Überfluß und Freude verwandelt hatte“.*

Pfr. Hübsch blickt auch zurück und stellt vergleichend fest:

„Bemerkenswerth ist, dass die Theuerung von 1816 noch größer, als jene von 1771, und nur in dem einen Punkte gelinder war, dass sie nicht wie jene die Pest in ihrem Gefolge hatte“.

Die Hungersnot von 1817 war auch Anlass für verschiedene **Maßnahmen zur Förderung der Landwirtschaft**.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Bauer sein noch ein Knochen-Job, der gerade mal fürs Überleben reichte. Überwiegend lebten die Bauern noch in Erbuntertänigkeit zu einem Grundherren und mussten harte Frondienste leisten. Diese allgemeine Situation der Bauern wurde nun 1816/17 noch durch Missernten verschärft.

In Württemberg kam es zur **Gründung landwirtschaftlicher Vereine** und vor allem einer **Schule für Landwirtschaft**, der „*Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt*“. Ziel war es, durch die „*Düngung der Gehirne*“ wie es damals hieß, die Erträge auf Wiesen und Äckern zu steigern. Dadurch verbesserte sich die Ernährungssituation auf dem Lande. Außerdem gab es Fortschritte bei der Zucht von Schafen und es wurde der agrarwirtschaftliche Nutzen durch die Kombination von Viehhaltung und Ackerbau innerhalb eines Betriebes aufgezeigt.

In Bayern hatte die Krise wesentlichen Anteil an der Entlassung von Minister Maximilian von Montgelas im Jahr 1817, und gleichzeitig blühte die bis dahin unterdrückte Volksfrömmigkeit auf. In Scharen pilgerte man nach Altötting, und Bittgottesdienste für eine gute Ernte wurden jetzt sogar obrigkeitlich angeordnet. *„In acht Monaten wurden über 60.000 Laib Brot und 45.000 Portionen der Runfordsuppe kostenlos bzw. verbilligt ausgegeben. Auch König Max Joseph versuchte im April 1817 die Runfordsuppe in einer Münchener Suppenküche und ließ verkünden, er habe sie regelrecht genossen“.* (Passauer Neue Presse vom 10.6. 2015)

Der **Chemiker Justus von Liebig** entwickelte die organische Chemie und führte die Mineraldüngung ein, die zu einer Steigerung der Erträge in der Landwirtschaft führte.

Interessant ist auch, dass die **Entwicklung der Draisine**, des Ur-Fahrrads, (benannt nach dem Erfinder Karl Drais) auf das Pferdesterben infolge der Futtermittelknappheit 1816/17 zurückzuführen sei.

Tatsache ist auch, dass damals Tausende der zusätzlich noch unter den Folgen der Napoleonischen Kriege leidenden Europäer in die Vereinigten Staaten **auswanderten**.

Und schließlich verdanken die **literarischen Namen** „*Der Vampyr*“ und „*Frankenstein*“ dieser Krise ihre Entstehung.

Im Mai

Wie lange sich alte Bräuche im Hummelgau hielten, sieht man daran, dass im Dorf noch Ende der 1940er Jahre Hexen verpatscht wurden. Am 30. April begann man abends zeitig mit der Stallarbeit, damit man die Sonne noch in den Stall sperren konnte. Dieser wurde dann fest verriegelt. Vorher schmückte man den Misthaufen mit grünen Zweigen, und bald konnte man im Dorf lautes Peitschenknallen hören, wobei ein Peitscher den andern zu übertreffen versuchte. Das hieß das **Hexenverpatschen**, zu der Zeit kannte man den Zusammenhang mit der Walpurgisnacht nicht.

Der 1. Mai hieß zwar **Weiberstag**, doch dass dahinter **Walpurgi** verborgen war, daran dachte niemand. Früh wurde der Weibersmahden gemäht, das erste Gras. Mancher Bauer gab den Kühen ein **Geleck**. Das sind neunerlei Gräser und Kräuter, ein Leckerbissen für das Vieh. Wer sich diese Mühe nicht machte, gab eben „a Ärfala“ (ein Armvoll) frisches Grün, das die Frauen im Grastuch nach Hause trugen.

In den 1930er Jahren kam die Sitte des **Maibaumaufstellens** auf. Die Burschen holten ein paar Tage vor dem 1. Mai einen großen Baum aus dem Wald, den ein Bauer stiftete. Die Mädchen banden einen großen Fichtenkranz, den sie mit bunten Bändern behängten. Manchen Baum zierten Handwerkerzunftzeichen. Beim Aufstellen trafen sich viele Zuschauer und Helfer. Die Burschen mussten vorher den Baum bewachen, denn das **Maibaumstehlen** war gar nicht so selten. Die Jugend im Nachbardorf hatte immer wieder neue, listige Einfälle, den begehrten Stamm abzutransportieren oder ihn zumindest abzusägen, um den Kranz stehlen zu können. Erst wenn gut gezahlt wurde, gaben sie ihn wieder frei. Am 1. Mai abends beim **Maitanz** war das alles wieder vergessen.

Das Wetter brachte im Mai noch manche Überraschung, sogar Schnee am 1. Mai hat Großvater in seinem Tagebuch vermerkt. Doch nach den **Eisheiligen** und der **kalten Sophie** konnte man auf warmes Wetter hoffen. Natürlich durfte auch der rechtzeitige Regen nicht fehlen: **Mairegen bringt Segen**.

Am **Himmelfahrtsnachmittag** war es üblich, dass man durch die Fluren ging, jeder schaute bei seinen Feldern, wie die **Saat** stand. Die Kinder

hüpften wie junge Lämmer, machten an den Hängen „Rollerfässla“ und vor Übermut einen „Baamschtotzer“ (Purzelbaum) nach dem andern. Hörten sie den **Kuckuck rufen**, dann fragten sie: „Lieber Kuckuck, sag mir doch, wie viel Jahre leb ich noch?“ Aber ehe sie mit dem Zählen fertig waren, hatte ein anderes Kind schon Schlüsselblumen und „Butterfässla“ (Wiesenschaumkraut) entdeckt, und eifrig wurde ein Strauß gepflückt.

Die Alten jedoch hatten beim ersten Schrei des Kuckucks rasch nach dem **Geldbeutel** geangelt und ihn fest geschüttelt, denn „dann hat man das ganze Jahr Geld im Beutel, es kann nicht ausgehen“.

Zum **Pfingstfest** wurden Birken aus dem Wald geholt. „*Schmückt das Fest mit Maien!*“ heißt es in der Bibel. So stellte man links und rechts der Haustür einen **Maien**, eine Birke auf, ebenso kam in jedes Zimmer, auch in die engste Schlafstube, ein Bäumchen.

Mancher Bursche steckte seiner Liebsten - für alle sichtbar - einen Birkenstrauß vor ihr Kammerfenster. Doch wehe, wenn sie ihn abgewiesen hatte oder untreu war, dann zierte am Pfingstsonntag ein Vogelbeerbaum das Haus. Das **Maienstecken** war noch bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges bekannt.

(Abschrift aus „Von den Neujahrswünschen bis zu den Zwölf Nächten - Brauchtum im Jahreslauf“ in: Bayreuther Hausbuch, 1984)

HERAUSGEBER:

Verwaltungsgemeinschaft Mistelbach (Gde. Gesees, Hummeltal, Mistelbach)

Verwaltungsgemeinschaft Mistelgau (Gde. Mistelgau)

STÄNDIGE EHRENAMTLICHE MITARBEITER:

Rüdiger Bauriedel, Marianka Reuter-Hauenstein, Christian Nützel,

Helmut Pfaffenberger

ERSCHEINUNGSWEISE:

Vierteljährlich als Beilage zum Mitteilungsblatt der Verwaltungsgemeinschaften

Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.